

tionen gebracht werden muß. Nehmen wir z. B. einmal eine besonders stark beladene Bahnpost, und zwar im Abendverkehr von Berlin nach Frankfurt a. M. Obwohl die Bahnpost dieses Tages nur Briefungen und Zeitungen (keine Drucksachen, Päckchen und Pakete) bearbeitet, müssen die größten Wagen mit dem höchstzulässigen Ladegewicht eingeseigt werden, denn durchschnittlich werden hier 600 Postbeutel mit Briefen im Gewicht von 16 000 Kilogramm be-  
fördert.

Überall, im Schupabteil, in den Zeitungslästen, unter den Tischplatten und wo nur ein Platz frei ist, liegen Säcke aufgeschüttelt. Von den 600 Beuteln wird etwa der vierte Teil bearbeitet, wozu noch durchschnittlich 3500 Einschreibebriefe kommen. Wir sollten öfter einmal an jene Postbeamten denken, die einen so schweren, aufreibenden Dienst zu versehen haben. Sie arbeiten hier fast die ganze Nacht hindurch, bei dem leichtesten Schmelzen und Glibrieren des Wagens müssen die Tausende von Briefen und Paketen des Tages, müssen über die Wert- und Einschreibebriefe die schriftlichen Eintragungen und Vermerke gemacht werden. Dabei wird nach der Uhr gearbeitet. Noch zehn Minuten bis Mitternacht, heißt es vielleicht, und dann müssen in ra-  
ndem Tempo die für Mitternacht bestimmten Sendungen fertiggestellt werden. Das Aus- und Einladen der Post auf

den Bahnhöfen geschieht ebenfalls in allergrößter Eile, denn da die Fahrzeiten der Reichsbahn ständig verkürzt werden, so werden auch die Aufenthaltzeiten auf den Stationen immer kürzer.

Es ist selbstverständlich, daß die Postbehörde bemüht ist, ihren Beamten den aufreibenden Dienst in den Bahnpostwagen nach Möglichkeit zu erleichtern und immer modernere und zweckmäßigere Wagen einzustellen. Bei der Entwicklung der neuen D-Zug-Bahnpostwagen ist weitgehend an das Wohlbedürfnis der in den Wagen arbeitenden Menschen und an die Forderungen des Amtes „Schönheit der Arbeit“ ge-  
dacht worden. So entsprechen die neuen D-Zug-Bahnpostwagen, die die Deutsche Reichspost jetzt in Berlin erstmalig zeigt, wirklich in jeder Beziehung allen Anforderungen an Zweckmäßigkeit und Schönheit. Sie sind besonders gut ge-  
eignet, um die Erschütterung des Fahrens für die stehend ar-  
beitenden Beamten abzumildern. Gute Be- und Entlüftungsanlagen, Waschgelegenheit, Kleiderchränke, geschmack-  
volle und gute Beleuchtung sind neben der zweckmäßigen Ausstattung der Wagen mit guten Arbeitsstätten, Sächern und Regalen für die Post besonders hervorzuheben. Viele solcher Bahnpostwagen werden mit der Zeit gebaut werden.

## Juden gegen Bauern

### Aus den Anfängen der jüdischen Finanz- und Handelswirtschaft — Der Zusammenbruch gesunder Bauernvölker durch semitisches Parasitentum

NSK. Erst im Laufe der letzten 50 Jahre ist unsere Kenntnis um die Frühgeschichte der Welt immer stärker ausgebaut worden. Einzelne Funde und planmäßige geschichtliche For-  
schungen haben unser Wissen vertieft. Durch die neuen Erkennt-  
nisse sind wir auch zu völlig neuen Urteilen über die geschichtliche Entwicklung und insbesondere über die Kräfte, die die geschichtliche Entwicklung beeinflussen, gekommen. Noch bei unseren Vorfahren hing jede Geschichte mit dem Schicksal des „ausgewählten Volkes“ an; die Quelle jeder Ge-  
schichtskennntnis über die frühesten Vorgeschichte war in den meisten Fällen allein das Alte Testament. Die geschichtliche Forschung hat aber inzwischen ergeben, daß die Geschichte so, wie wir sie im Alten Testament finden, absolut nicht den Tatsachen entspricht, daß auch damals schon dieselben Kräfte für die geschichtliche Entwicklung gestaltend gewesen sind wie heute noch.

Die ältesten Kulturdenkmäler aus der Frühzeit, die uns erhalten sind, stammen von nordischen Bauernvölkern, die vom Norden nach Süden wanderten und dort vorbildliche Kulturen schufen, die ihre Grundlage in der raschen Reife dieser Völker hatten. Am Euphrat und Tigris entstand so damals das gewaltige Reich der Sumerer, von deren kultureller Höhe uns heute noch zahlreiche Zeugen erhalten sind. Im Reich der Sumerer kamen, wie wir auf Grund der uns erhaltenen geschichtlichen Dokumente einwandfrei feststellen können, zum erstenmal nordische Bauernvölker mit den semitischen Völkern, vor allem Arabern, zusammen. Die semitischen Nomadenstämme, die allein von Westgebierten lebten, bestanden es, immer mehr in das Reich der Sumerer einzudringen, bis sie es schließlich so weit gebracht hatten, daß sie mit die einflußreichsten Stel-  
lungen in diesem Reich besetzten.

Ein gewaltiges volkstümliches Drama hat sich hier in dem Raume zwischen Euphrat und Tigris abgespielt, in dem sich nach biblischer Ueberlieferung ja auch das „Paradies“ befun-  
den haben soll. Ein paradiesisches Land war es schon, in das sich die semitischen Stämme im Laufe mehrerer Jahrhunderte eingemischt hatten. Das nordische Bauernvolk hatte es ver-  
standen, durch Bewässerung und regelmäßigen Anbau das Land zu einem der fruchtbarsten Teile der damaligen Welt werden zu lassen. In diesem wohlgebaute Nest fühlten die semi-  
tischen Nomaden ein. Sie unterhöhlten die volkstümliche Kraft des sumerischen Bauerntums. Auf der Grundlage des Sumerer-Reiches gründeten sie den babylonischen Weltreichs-  
staat, der als der erste kapitalistische Staat der Weltgeschichte angesehen werden kann. Ferdinand Fried hat uns in einem soeben in „Blut- und Boden-Verlag“ erschienenen Buch „Der Aufstieg der Juden“ ausführlich diese Entwicklung beschrieben, die aus dem Bauernreich einen kapitalistischen Handelsstaat werden ließ.

Als eigentlicher Begründer dieses Handelsstaates muß Chamurabi angesehen werden, den die Ueberlieferung als den ersten großen Gesetzgeber der Menschheit feiert. So-  
gar als Kriegsheld und Staatengründer wurde er uns über-  
liefert. In der Geschichtsbücherei, die, wie üblich, gefälscht war, dargestellt. In Wirklichkeit entstand unter Chamurabi das Gesetz, das die Wucher- und Ausbeuterwirt-  
schaft des Judentums zum erstenmal in Form brachte, die uns aus unserer jüngsten Vergangenheit nicht un-  
bekannt sind. Auf der Grundlage eines kulturell hochstehenden Bauernvolkes wurde dieses Ausbeutersystem im großen aus-

gestaltet. Der erste Schritt war die Umwandlung des Boden-  
rechtes, das mit dem Vordringen der Semiten in ein neues Recht städtisch geldlicher Herkunft ausgestaltet wurde. Das Bauernvolk der Sumerer ging hierbei zugrunde. Wir sehen, Mittel und Ziele des Judentums in der Ausbeutung der Völker haben sich seit Jahrtausenden nicht gewandelt. Wie das Sumerer-Reich die Vorstufe für die babylonische Kapitalistenherrschaft wurde, so ist schließlich auch der phönizische Staat auf der Grundlage des Reiches der Sumerer aufgebaut worden. Auch die Forderung des römischen Weltreiches und die Umgestaltung zu einer völlig semitischen Kaiserherrschaft tragen dieselben Grundzüge.

Es war einmal notwendig, diese geschichtlichen Tatsachen ganz klar herauszustellen, da noch viel alter Glaube und Unwissen das Geschichtsbild der Vergangenheit in völlig falschem Licht erscheinen lassen. Schon damals gab es die Gegen-  
sätze, die auch heute noch das Geschichtsbild beherrschen: ein-  
mal die kulturelle Werte schaffenden Bauernvölker, deren Lebensgrundlage die Reinerhaltung der Rasse und die enge Bindung an den Boden ist, und zum anderen die semitischen Nomadenvölker, deren Lebensziel es ist, als Parasiten das Eigenleben eines jeden Volkes zu vernichten, um dann ungehemmt auf Kosten anderer Völker leben zu können.

H. R.

## Als Austauschschüler ins Dollerland

### Die Schule der 3000

Erlebnisse eines Teilnehmers am Carl-Schurz-Schüleraustausch

Nach dem feierlichen Empfang der hundert deutschen Austauschschüler und Austauschschülerinnen durch die Stadt Cleveland in der „Public Hall“ wurden wir von unsern amerikanischen Pflegs Eltern in Empfang genommen und in ihre Häuser geführt, die uns nun während sechs Wochen als Heimat dienen sollen. Da die Stadt Cleveland vor kurzem die Millionengrenze an Einwohnern überschritten hat, und wir über die ganze Stadt verteilt wurden, so wohnen wir weit auseinander und kamen daher auch in den ersten Tagen selten zueinander. Jeder von uns erlebt also Cleveland auf seine eigene Weise.

Das erste, womit ich mich in meiner neuen „Heimat“ beschäftigte, war die Schule. Hier ist man ja am schofer-  
ständigsten! So ging ich denn bereits am zweiten Tage mit meinem neuen Kameraden, dem Sohn meiner Pflegs Eltern, die in einem 100 000 Einwohner zählenden Villenortort, Cawood, ein hübsches, zweistöckiges Bandhaus besitzen, zur Schule. Mein Kamerad erzählte mir, daß er zunächst sechs Jahre eine „Elementary-School“ (eine Art Volks- oder Grundschule), dann drei Jahre eine „Junior-High-School“ (Mittel- oder Realschule) besucht habe und nun im dritten und letzten Schuljahr den Unterricht in einer „High-School“ genießt, die man vielleicht mit den drei Oberklassen unserer deutschen höheren Lehranstalten vergleichen kann.

Doch Welch ein Unterschied im Schulleben gegenüber Deutschland! Die „High-School“, die mein Kamerad besucht,

zählt nicht mehr und nicht weniger als — 3000 Schüler und Schülerinnen, die ohne Trennung der Geschlechter unterrichtet werden. Dementsprechend groß ist auch das Schulge-  
bäude, in dem man sich immer wieder verläßt. So wundert es einen nicht, daß in den Klassen Telefone angebracht und im Treppenhaus Fahrstühle vorhanden sind. Telefone und Fahrstühle sind aber nur für die Lehrer da.

Das Schuljahr der High-School schließt mit Beginn der Sommerferien, die drei Monate dauern. Dafür gibt es aber auch sonst keine Ferien im Schuljahr. Den Abschluß der Schule bildet eine Abgangsprüfung, wie auch beim Übergang von der „Junior-High-School“ zur „High-School“ eine Prüfung abgelegt ist. Die tägliche Schulzeit beträgt 9 Stunden von je 45 Minuten Dauer mit einer Pause von 5 Minuten. In diese Schulzeit ist eine „Study“-  
Stunde eingeschlossen, in der unter Aufsicht der Lehrer die täglichen Schularbeiten angefertigt werden; und ebenso ist in die tägliche Schulzeit eine „Lunch“-Stunde eingeschlossen, eine Frühstückstunde, in der man sein mitgebrachtes Früh-  
stück verzehrt oder in dem weitläufigen Schulrestaurant eine Mahlzeit einnimmt. In der zweiten Hälfte der Früh-  
stückstunde kann man auch in der Schulaula — Filme sehen.

Seltam berührt es uns Deutsche, daß nicht die Lehrer die Klassenzimmer wechseln, sondern die Schüler! Man kann sich vorstellen, welche Unruhe das Gelaufe und Gerede von 3000 Schülern und Schülerinnen in den Unterrichtsbetrieb bringt. Die Sitzgelegenheiten in den Klassenzimmern für die Schüler bestehen meist aus bequemen Stühlen mit breiten Armlehnen, die als Schreibunterlage dienen. Die Schüler sitzen vor oder neben dem Lehrer; mitunter sitzt der Lehrer aber auch im Rücken der Schüler. An allen Wänden der Klasse mit Ausnahme der Fensterwand sind Schultaschen angebracht, die mit einer Filzbürste gereinigt werden. Die Kreide hat die Form einer Zigarette.

Auf der High-School gibt es nur wenige Pflichtfächer, nämlich: Englisch und die Naturwissenschaften Physik, Chemie und Biologie. Sonst steht dem Schüler die Wahl der Fächer frei. Mein Kamerad zum Beispiel hat sich folgende Fächer gewählt: „Study“, Gesang (Chor), Vortragslehre, „Lunch“, Englisch, Wirtschaftslehre, Geschichte, Chemie (zweifelhändig). Andere Unterrichtsfächer, die auch auf dieser High-School gelehrt werden, sind Schreibmaschinenschreiben und Buchführung. In der Stunde „Vortragslehre“ üben sich die Schüler und Schülerinnen im Reden und Debattieren! Es werden kleine Vorträge von einer Viertelstunde gehalten und dann kritisiert. Themen solcher Vorträge sind: Tischtennis, Schach, Billard, aber auch Schlangentunde, Rettungsschwimmen und Aufzäumen eines Pferdes! Der Unterricht gestaltet sich sehr frei und ungezwungen.

Natürlich gibt es auch Turnunterricht. Im Sommer besteht er aus — Basketball, Fußball und Leichtathletik. Im Winter werden in der Turnhalle Freiübungen gemacht; auch wird auf einer zementierten Laufbahn, die in den Kurven scharf ansteigt, Laufsport betrieben.

Ich hatte auch, da sich das Schuljahr seinem Ende nähert, Gelegenheit, zwei besondere Einrichtungen amerika-  
nischer Schulen kennenzulernen: den „Honor-day“ und die „Wahlen“. Am „Honor-day“ oder Ehrenstag werden die Schüler und Schülerinnen, die sich im letzten Jahr oder in den letzten Jahren besonders ausgezeichnet haben, mit einem Ehrenzeichen belohnt. Das Ehrenzeichen besteht in einem kleinen goldenen Band, das die Aufschrift „Honor“ („Ehre“) trägt. Es wird an die Brust geklebt, stellt also gewissermaßen einen Schulorden dar. Es gibt aber auch Plaketten. Im ganzen wurden 500 Auszeichnungen, das ist der letzte Teil der Schülerschaft, verteilt. Die Ueberreichung ging im Rahmen einer hübschen Feier auf dem nahen Sportplatz vor sich, bei der auch die Mutter zweier mit dem Ehrenband ausgezeichneten Kinder sprach.

Die Wahlen, die ich miterlebte, waren Wahlen zum „Studentencouncil“ (Schülerrat). Sie sind ein kleines Abbild des in Amerika so beliebten und vielgeübten Parliamen-  
tarismus. Zu wählen waren ein „Präsident“, ein „Sekretär“ und ein „Schahmeister“. Drei Wahllisten waren auf-  
gestellt: die „Independent“, die „Progressive“ und die „Pro-  
gressive Liberals“ (etwa: Unabhängige, Fortschrittler und fortschrittliche Liberale). Die Schüler trugen in den letzten Tagen vor der Wahl zum großen Teil kreisrunde, farbige Papppapieren auf der Brust mit dem Namen ihrer Partei und den Namen der Kandidaten. Am Vortage der Wahl wurden in der Schulaula vor Schulbeginn Wahlreden gehalten. Die Wahl selbst ging auf Zetteln, aber sehr öffentlich d. h., vor aller Augen vor sich. Es ist den Wählern frei-

## Unheimliche Fuhrer

Stiige von Wolfgang Barth

(Nachdruck verboten)

Frage einmal im Bienenbüchlein Kirchspiel Küsten nach Johann Barum Schulz Chronik; es gibt noch Leute genug, die das alte Buch des Bauern kennen, das er bei seinem Tode Anno 1740 hinterließ. Es stehen noch ganz andere Dinge darin als die wahrhaftige Geschichte, die ich hier erzähle, und alle sind sie wahrhaftig geschehen.

Da lebte zu Sätzen auf dem Hofe, wo später die Kuffsch anjahen, der Bauer Niebuhr. Es war im Jahre 1686 ein feuchtheißer Frühommer mit vielen Gewittern, und es ging in den Heidebüchern die Rede, draußen im Bunde sei wieder einmal die Pest. Noch war sie nicht im Kirchspiel, aber Furcht hatten alle schon im voraus. Niebuhr mußte eines Tages nach Böhmen, wo er Geschäfte hatte. Auch in der Stadt hörte er allerlei Neues, vom Kriege, vom Frieden, den der Kaiser machen wollte, und nicht zuletzt von der Seuche, die schon im Braunschweigischen und in Westfalen war und hinroste, was Schwede, Spanier und des Kaisers Bitter übriggelassen hatten.

Wenn Bauern zur Stadt fuhrten, tranken sie. Geld war im Saal und die Frau daheim, die Pferde im Ausspann mußten Zeit zum Fressen haben, und manche Geschäfte ließen sich trocken gar nicht abschließen. Als der Bauer Niebuhr gegen Abend abfuhr, sah er schwer und dennoch unsicher auf dem feberlosen Wagen. Nur mit Mühe konnte der Bauer sich wachhalten, um den ohnehin schlechten Weg nicht zu verlieren. Um so mehr erschrak er, als das Pferd plötzlich scheute und eine Gestalt aus den Ginsterbüschen auf die Straße trat. Ein Fremder war es, schon der Kleidung nach nicht aus der Gegend. Als Niebuhr ihn in seiner Rundart nach dem Begehr fragte, gab der Mann ihm in der Heimatssprache Bescheid. Er wollte nur bis Sätzen mitgenommen werden; denn er sei den Tag schon weither gewandert und müde. Der Bauer rühte auf der harten Bant-

zur Seite, ließ den Fremden aufsteigen, und die Fahrt ging weiter. Keiner sprach ein Wort. Über ein Heidebauer sieht selten Fremde, dasumal seltener noch als heute, und er muß wissen, wer ihm ins Dorf kommt und was er will. So fragte er ein-  
zweimal. Der Mann gab keine Antwort. Niebuhr war noch immer nicht müde. Kein Wunder darum, daß er immer härter und dringender zu wissen begehrte, wen er fuhr.

Endlich schaute der unheimliche Fuhrer unter dem Schlapphut wild hervor, dem Bauern ins Gesicht: „Ich will mit in dein Dorf; da bin ich noch nicht gewesen. Denn ich bin der Pest.“

Unwillkürlich riß der Bauer das Pferd zum Stehen. Im Augenblick ward er müde. Schauer liefen ihm über die Haut. Den Tod fuhr er; verloren war er und mit ihm ganz Sätzen, das Kirchspiel, die ganze weite Heide. Dann aber packte ihn plötzlich verzweifelte Lebensgier. Nein, sterben wollte er nicht, noch lange nicht. Er mußte leben, denn der Hof brauchte ihn; und er fing an, den graulichen Gast demütig um sein Leben zu bitten.

„Fuhrer!“ verlangte der Pest. „Ich will dir sagen, wie du dein eigen Leben retten kannst. Vor dem Dorfe hältst du an. Dann zieh deine Kleider aus, in denen sitzt schon der Tod. Radend geh in dein Haus, nimm den Kesselbaten und trage ihn, wie die Sonne läuft, um deinen Hof. Dann vergrabe den Hofen unter der Türschwelle. Er sperrt mir die Tür, und wenn niemand den Geruch von mir in dein Haus trägt, werden alle auf dem Hofe gerettet sein.“

Niebuhr hielt ein weites Stück vor dem Dorfe an, stieg zitternd vom Wagen, zog sich im Nu bis auf die Haut aus und tief in die Dunkelheit. Die Angst trieb ihn, daß er um sein Leben lief. Weile trat er in Hof und Haus, hob den schwergeschmiedeten Kesselbaten aus dem Rauchfang und elte damit hinaus. Mit der Sonne lief er, aber nicht nur um den eigenen Hof, sondern um die ganze Dorfmark. Schwer zog die gewichtige Säge in seinen Händen, immer leuchtender würde des Bauern Atem, wie er so die ganze

weite Heidemart umließ. Endlich, endlich war der Daus um das Leben aber doch geschafft. Nicht nur er und die Seinen waren nun vor dem Pestmanne gefeit. Das Dorf war gerettet. Wohin aber mit dem Kesselbaten? Unter der eigenen Tür wahrte er nur Niebuhrs Hof. Man mußte ihn unter die Brücke vor dem Dorfe stecken. Dann konnte der Pest nicht herüber. Stolpernd, mit knickenden Beinen schleppte sich der Bauer das letzte Stück durch Heide und Ginsten, warf die Eisenlast in den Schlick unter der Bohlenbrücke und schritt dann den Fahrweg zurück, dem Wagen, seinen Kleidern und dem Pest entgegen.

Nach konnte er nur ungewiß im Dunkel der sternlosen Nacht den Wagen erblicken, da rief ihm der Pest zornig entgegen: „Hätte ich das gewußt, daß du mir das ganze Dorf zumachst, so wollte ich dir den Rat nicht gegeben haben.“ Ein Bache gellte auf, ein Peitschenknall knallte auf das Pferd. Im langen Warten hatte der Fremde das Gefühl gewendet, und durch den Sand rasten Wagen und Mann ins Dunkel davon. Verdutzt stand der Bauer. Den Wagen zu verlieren, war ein harter Verlust für einen Heidebauer. Aber das Pferd, das Pferd! Wer hätte nach achtzehn Jahren wildesten Raubtriebes noch ein Pferd?

Jedoch, das eigene Leben, das Leben des ganzen Dorfes war auch das letzte Pferd noch wert. Niebuhr zog sich wieder an, ging langsam heim, müde, sinnend.

Der unheimliche Gast war fort, und weder von ihm, noch von Wagen und Gaul sah und hörte man jemals wieder. Wer war der Mann gewesen? Ein Gauner und Band-  
fahrer, meinten die Leute später. Die Sätener von damals aber glaubten fest daran, daß er der Pest war, und der Bauernchronist Johann Barum Schulz, der uns die wahre Geschichte erzählt, hat selber sein Lebtag fest daran ge-  
glaubt. Denn das Dorf Sätzen hat im Jahre 1686 nicht einen einzigen Pestkranken gehabt. Ueberdies hat Schulz den Kesselbaten noch selbst gesehen, den die Sätener im Jahre 1690 aus dem Schamm hoben. „Is die Dorfbrücke neu gebaut wurde.“